

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 48

Artikel: Schatzgräber auf der Grasburg
Autor: Lerch, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649775>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schatzgräber auf der Grasburg

Nach alten Akten erzählt von
Christian Serch

Es ist der 16. Juli 1744.

Durch die Reflergaß-Laube herab kommt schlendernden, schier schweren Ganges ein Bauersmann. Rund und stattlich ist er, und sein gedrücktes Wesen nimmt sich seltsam aus. Denn man sieht, daß er einer von denen ist, die gewohnt sind, laut zu reden — und gewohnt, daß man auf sie hört.

Alle paar Schritte gibt er sich einen Ruck und zieht den Hals aus den Schultern; aber er verfällt immer gleich wieder in sein verstört-geducktes Schleichen, ähnlich einer Schnecke, wenn sie die Hörner einzieht. Hinter ihm stößt einer den andern an: „Du, gud' mal den dort! Ich sollte meinen, es wär' der Tschäppeler Benz, da von einem Hoger hinter König — wie sagt man doch schon? — aber er ist's allweg doch nicht — der Tschäppeler, der kommt ganz anders daher gegangen: bin ich nicht der und der, von da und da! zur Seite mit euch, kleines Geschmäus!“

„Weiß halt nicht!“ brummt der andere — und buckelt seine Traglast weiter.

Es ist aber wirklich und leibhaftig der Tschäppeler. Der angelehene Bendicht Tschäppeler von Oberulmiz. Ist er nicht jeden Dienstag, den Gott werden läßt, in Bern . . . und jeden Samstag, ja? — und führt er nicht an den Marktständen, in den Kellern unter den Lauben, auf den Zunftstuben, wo es Wein, Pasteten und Braten gibt ums Geld, gerne das große Wort? Kennt er nicht jeden, der ein halbwegs wichtiges Pöstchen hat in der Stadt? — Nur die ganz großen Herren, da macht er lieber einen weiten Bogen um sie herum; denn man kann nie wissen . . .

Mancher sagt, der Tschäppeler sei reich; sonderlich sagen es alle jene, denen er etwas zu trinken zahlt um ein Kompliment. Andere wieder flüstern: „Reich gewesen. Jetzt in den Schulden drin, vielleicht recht böse sogar!“

Ja so: werden es halt die Schulden sein, die ihn so drücken. Ist er vielleicht auf der Suche nach einem Geldgeber? Oder ist er um Zahlung gemahnt worden und will nun um Stundung nachsuchen, um eine Gnadenfrist: „Drei, vier Wochen gebt mir Zeit, Herr, dann kann ich mich wieder drehen, bis dahin ist das Kalb fett, das rotblöche, und ich krieg' blanke Taler — oder fünf Wochen, sagen wir aufs meiste sechs, dann geht mir Geld ein aus meinem Wald“ . . .

Falsch geraten! Daß ich's lieber gleich sage:

Aberglaube ist strafbar.

Und das ist's, was den Bauersmann Tschäppeler bedrückt und beengt . . . was sich wie Blei an seine Sohlen heftet. In abergläubische Händel hat er sich eingelassen, leider, leider Gottes; ja, ja, in eine ganz schlimme, ganz dumme Geschichte. Drei Jahre lang hat er daran geworgelt und gefaut. Unsonst. Ist nicht besser geworden. So ein strohdummer Handel. Geld verloren, daß die Steine heulen möchten; und erst noch mit dem Herrgott ins Ungreis gekommen dabei. Und jetzt hilft alles nichts: es muß heraus! Und wenn er auch schier Blut schwigt dabei und den Schlotter kriegt, daß alles wackelt — gleichviel: er muß auspacken! Und zwar muß er mit der Sache gleich vor die rechte Schmiede:

Im untersten Hause mittagwärts am Münsterplatz kommt jeden Montag und jeden Donnerstag das Obere Chorgericht der löblichen Stadt Bern zusammen: die Herren, die untersuchen und urteilen in Angelegenheiten als da sind: Sonntagsheiligung, Familienzank und dergleichen ungefreute Geschichten, sonderlich aber abergläubische Händel aller Art, Geschichten von vermeinter Zauberei, Geschichten, bei denen der böse schwarze Feind, der Gottseibeius, seine Krallen im Spiel hat — Ge-

schichten, die gegen den reinen, wahren, frommen Glauben sind.

Den einen und andern dieser hohen Herren kennt unser Bauersmann, wenigstens so von ferne: wer kennt in Bern nicht den wohllehrwürdigen Herrn Dekan Dachs, den obersten Münsterpfarrer? wer nicht den Herrn Predikanten Kilchberger? Und im Obren Chorgericht sitzen eine ganze Reihe Herren vom Großen Räte, sogar zwei aus der Regierung; man betrachtet sie, wenn sie am Markttage vornehm und selbsticher durch die Gassen wandeln, ehrfürchtig — und flüstert dem Nebenmanne zu: „Du, das ist jetzt der Herr Oberlieutenant Willading, ein ganz Scharfer, sieh wie er dreinschaut! — und das dort ist der Herr Landvogt May, soll soweit ein ganz gäbiger Herr sein, aber exakt bis aufs J-Lüpflein — und erst dort der Kaiserherr Schärner . . .“

Und vor all diesen Herren soll, will, muß jetzt der angelehene Bauer Benz Tschäppeler seine Dummheiten auspacken? Huh nein! lieber umkehren, weiß Gott!

Ist dummes Zeug. Hilft ja doch alles nichts. Da ist schon die Lüre, mit dem Klopfer dran. Jetzt die Zähne zusammengebissen, Benz! Sapperlot, man ist doch schließlich jemand! Man ist doch der Lieutenant der bernischen Miliz Bendicht Tschäppeler von Ulmiz. Das klingt denn doch ein bißchen anders als: Hansli Gotterbarm vom steinigem Rütteli drei Stunden hinter Berweißwol!

Nein, nein. Es wird nun eben sein müssen. Halt, erst noch Knöpfe abzählen: ynegah — nid ynegah — ynegah. Nun, meinewegen denn. Da ist der Klopfer. Hebst ihn halt so einen Zoll, zwei, und läßt ihn fallen. Wie geistesabwesend greift Benz zu — da pängt es auch schon . . . kein Wunder, wenn man so den Schlotter hat — und da geht sie auch schon auf, die Lüre. Da steht er in voller Amtswürde, sozusagen Majestät: der Herr Chorweibel Gabriel Scheurer. Das gewölbte Bäuchlein umspannt der schwarz-rote Mantel; in der runden Faust steckt der zierlich geschnitzte, schwarze Stab. Ganz, ganz anders sieht er aus, hier in seinem Reiche, als etwa auf einer Zunftstube, bei Schmieden, Schiffleuten, Webern oder Mittelleuten, wo er ein ungerades Mal, Dank nickend, den Becher an sich zieht, den ihm der Benz Tschäppeler mit perlendem Wein hat füllen lassen, Wige reißend über des Herrn Chorweibels „Kunden“ und „Kostgänger“ . . .

„Ei der Taufend! Ihr hier, Lieutenant Tschäppeler? Was steht zu Diensten? Mit was kann ich —“

„Ach, dumme Geschichte — sind sie beisammen drinnen, die Herren? Haben sie eine gute Laune heut? Muß ihnen etwas erzählen — ganz dumme Geschichte — kann ich gleich vor?“

„Ja nu, wenn's so pressiert — gern, gern — aber . . . ist's denn so strub?“

Stumm stapft der Bauersmann Tschäppeler hinter dem schwarz-roten Mantel und dem Weibelstab hinein ins Haus und dann treppauf — schier folgjam wie ein Schäflein, gefentten Kopfes. Echo dröhnt dumpf im Stiegenhaus. Säulen, Türen, Treppenstufen tanzen Ringelreihen. Wieder eine Lüre, breit, braun, wuchtig schier wie den Eingang zur Ewigkeit. Der rot-schwarze Mantel steht still. Ein Fingerknöchel pocht.

Nein, jetzt nicht, jetzt nicht! O meine Dummheit! Wider wird der Ringelreihen: in den Schläfen, im Halse hämmert das Blut.

Tschäppeler wankt zur Lüre hinein. Schwarze Kleider. Strenge Gesichter. Bohrende Augen. Ein Hut fällt zu Boden. Eine matte, heißere Stimme murmelt etwas Unverständliches.

Gott sei Dank, ein Stuhl!

Hauptmann Jenner murmelt dem Hauptmann Rodt zu: „Der hat den Schlotter, wie ich kaum noch je einen sah!“

Der Vorsitzende, Herr alt Säckelmeister Morlot, fragt trocken nach Namen, Herkunft und Begehr. Des Chorschreibers Gänsekiel eilt geschäftig über weißes Papier. Elf Augenpaare lesen neugierig im rotangelautenen Gesichte des Bauernoffiziers.

Benz Tschäppeler gewinnt langsam seine Fassung wieder. Er räuspert sich, halb abgewendet, und beginnt zu erzählen.

Gold wächst unter alten Stöcken.

„Es sind also jetzt ungefähr drei Jahre her, da kommt eines Tages ein junger Bursch zu mir nach Ulmiz. Schön Wetter heut, und so und so, und der Christen Süß zu Riggisberg hätte ihn geschickt. Schön, sag' ich, was macht er immer, der Christen Süß? Hab' schon manches Geschäft mit ihm abgeschlossen. Weißt er mir etwa einen guten Schick? Mit junger Viehware wäre jetzt etwas zu machen drunten im Elsaß, wie ich gehört habe. Sagt der junge Bursch, er wisse weiter nichts, als daß der Süß gesagt habe, ich solle am Sonntagnachmittag nach Rümli gen kommen. Gut, ich gehe hin. Der Süß schon dort. Sagt er mir, wie wir da so beim Wein sitzen, er wisse wohl, daß mich die Schulden drücken. Nichts für ungut, sagt er, ich meine es gut mit dir und will dir helfen. Jetzt das mit den Schulden — hmtm — das hat gestimmt, das stimmt überhaupt noch heute, iä jetzt! auch der reichste Mann kann einmal so dreinkommen in diesen schwierigen Zeiten — und dazu noch die Frau immer krank, weiß Gott!“

„Zur Sache!“ brummt Oberstlieutenant Willading.

„Also, er wolle mir helfen, sagt der Süß. Er kenne nämlich einen Mann, der sich auf das Schatzgraben verstehe und etliche verborgene Schätze wisse. Ich sag's grad frei heraus, ihr Herren, mir hat's ein wenig gegrammelt; aber am Ende kann man ja weiter hören, was er eigentlich will. Geweht ist noch nicht gemächt. Sagt der Süß, ich solle mit ihm nach Thurnen hinab, dort sei der bewußte Mann just heute anzutreffen. Wir gehen also nach Thurnen; ins Wirtshaus; aber es ist ein Narrengang gewesen: wer bis zum Vernachten umsonst wartet, das sind wir. Und der Süß ist wie ein Drescher und trinkt wie ein Loch, und ich zahle alles. Henu ja. Sag' ich: Du, Süß, das ist alles gut und recht, aber ich muß jetzt heim; weißt du was? Komm' am Dienstag nach Bern, da treffen wir uns, ich warte dir auf dem Roßmarkt, gleich untenher vom Zeitglocken. Aber den Mann, der schatzgraben kann, den bringst du mit, hörst du! Keinen zweiten Narrengang, sonst ist ausgeschäfftet, und wir zwei sind für ein und alle Zeiten fertig miteinander. Hast's gehört? — Schön. Der Süß verpflichtet hoch und teuer, so und so — und am Dienstag, kaum bin ich auf dem Roßmarkt, ist der Süß auch schon da, und bei ihm der Christen Pulver, auch von Riggisberg — der Halunk! läuft immer noch frei herum und ist's doch nicht wert, daß die Sonne auf ihn scheint. Die Herren werden ja gleich hören, wieso. Er ist jetzt Gurnigelbott geworden seither, der Pulver, und kommt fast jeden andern Tag in die Stadt. Den braucht Ihr dann auf alle Fälle nicht weit zu suchen, wenn Ihr ihn vorladen wollt. Item!“

Sagen die beiden, wir müssen eine Ecke haben, wo uns niemand stört, von wegen, die Sache ist halt auch danach — und wir gehen das Zwiebelngäßchen hinab, an die Mehrgasse, zum Schlüssel, in ein besonderes Stübli. Soo, sag' ich zum Süß, jetzt schieß' nur los, mich versprengt schier der Gwunder. Sagt der Pulver, he ja, wenn es mir recht sei, so wolle er nach Freiburg gehen. Den Schatzgräber holen. Jää, sag' ich, jetzt habe ich doch gemeint, du seist derjenige. Nein, sagt er, er verstehe weiter nichts davon; aber behilflich sein wolle er gerne. Schon dem Süß zuliebe. Der Schatzgräber sei ein Jesuit; die verstünden sich besonders gut auf solche Sachen . . . Und fragt, ob ich noch nie von den Jesuiten habe reden hören?

Mir hat es ein wenig geduttert, aber ich denke: He jetzt, gedengelt ist noch nicht geweht — und ich sage: Einverstanden. Wir trinken noch ein Glas Wein, und dann sind wir wieder auf den Markt, und nicht weiter davon geredet, und nachher heim. Item.

Es geht wieder ein paar Tage, da kommt an einem Morgen ein Weibsbild zu mir, nach Ulmiz, wie ich eben überlege, ob ich Korn schneiden soll oder nicht, weil sich das Wetter so furios anläßt — und sie sagt, sofort nach Köniz hinunter, es warte dort einer auf mich. Ich mache mich stantepeh auf die Beine. Wie ich nach Köniz komme, treffe ich bei der Kirche den Süß an, wie er neben dem Wege im Grafe liegt und ein Blümlein zwischen den Zähnen hat. Wir gehen dem Könizberg entlang nach Wangen und dann durch den Forst nach Neuenegg. Dort ins Wirtshaus. Da wartet schon der Pulver auf uns, und bei ihm ein Mann in roten Kleidern. Das wär' also jetzt der Jesuit, sagt der Pulver. Schön, sag' ich — und schaue ihn so von der Seite an. Er sieht grad so aus wie unsereiner auch, den' ich noch, und da reden sie immer so allerhand, die Leute . . . dummes Zeug das alles, den' ich; man muß mit anderer Gattung Leuten halt bekannt werden. Nur mit ihnen reden! Am besten geht's immer bei einem guten Tropfen Wein. Und nun trinken wir erst eins — und ich lasse etwas auf einem Teller kommen.“

Alt Säckelmeister Morlot rückt ungeduldig seinen Stuhl, sagt aber nichts. Zwei der andern Herren räuspern sich. Alt Landvoogt von Wattenwyl funkelt den geschäftigen Erzähler aus seinen stahlblauen Augen an: „Mach, mach! Laß es ein bißchen rücken!“

„Item . . . wie es mich dünkt, jetzt könnten sie's aber gut sein lassen, sonst zersprengt es sie einen um den andern, besonders der Jesuit ist dreingelegen wie ein Wolf — und dabei fällt mir auf, der Jesuit und der Pulver haben schier das gleiche Gfüin und die gleichen Manieren — kömten Brüder sein, aber das ist ja dummes Zeug, item . . . sag' ich: So, jetzt aber an die Arbeit!“

Es hat mich noch ordentlich Mühe gekostet, bis ich sie soweit hatte, ihr faules Fleisch zu lüpfen; endlich sind wir aber doch so weit gekommen. Wir gehen also alle vier über die Sense hinüber ins Freiburgische, und ungsinnet sagt der Jesuit, wir sollten wieder zurück ins Wirtshaus, er habe noch etwas zu tun; er wolle uns dann rufen, wenn es Zeit sei. Gehen wir also zurück und trinken noch eine Maß oder so, und es geht gar nicht lange, ist der Jesuit wieder da. Jetzt wird's hoffentlich aber richtig sein, sag' ich. Ja, ja, sagt er, es ist alles richtig.“

Kleine Pause. Tschäppeler hat schnell und eifrig gesprochen und muß Atem schöpfen. Nochmaliges Räuspern bei den Herren vom Chorgericht.

„Wir gehen also hinüber“, fährt Tschäppeler weiter, „und kommen zu einem alten Schlosse. Der Jesuit bleibt stehen und guckt sich den Boden und die Steine an, mit so kuriosen Augen. Frag' ich, ob's hier sei. Antwort gibt er keine; aber er fängt an, allerhand Figuren und Spargimenter zu machen mit den Armen, und brümmelt dazu allerhand, von dem ich kein Wort verstehe — und zuletzt sagt er, hier sei nichts zu wollen. Weiter! Gehen wir also weiter hinauf, und der Jesuit schaut sich immer nach allen Seiten um und tut geheimnisvoll — und ungsinnet ruft er: Da! Ich reiße die Augen auf wie Pflugsräder, sehe aber weiter nichts als einen alten Stock von einer Eiche; soweit ein ganz braver Stock, ist von einer großer Eiche gewesen — und der Jesuit behauptet steif und fest, da sei Gold darunter. Es solle einer eine Haue holen. Der Süß läuft zurück nach Neuenegg und holt eine, ich weiß nicht bei wem. Hab' nicht gefragt. Jetzt gräbt der Jesuit drauflos, daß Erdmotten und Steine fliegen, und richtig: er findet Gold — einen, zwei, drei große Klumpen. Dann wirft er die Haue weg. Hüpp, hüpp, sag' ich, nur weiterfabren! Geht nicht, gibt er zurück. Er spüre wohl, daß noch mehr darunter sei, aber es sei erst noch in der Blust, noch gar nicht zeitig, man müsse warten. Denk' ich: Das ist jetzt aber aspäßig. Mein Lebtag hab' ich nie etwas davon gehört, daß das Gold blüht und dann so nach und nach reif wird wie die Äpfel oder das Korn. Item. Ich sage aber nichts; von wegen wie ich den Mund aufmachen will, schaut er mich so furios an, daß ich

schier Hühnerhaut bekomme, und ich sage bloß: So gebt mir halt, was da ist. Er gibt mir das Gold. Es ist ordentlich schwer, und es zieht mir die Taschen ganz hinunter und plampt mir um die Beine. Und weil doch nichts mehr zu woslen ist, schieben wir ab, nach Bern. Wir kehren bei Schuhmachern ein, am Wybermärit — es fängt schon an zu finstern — fragen um ein apartiges Stübli und essen da zu Nacht. Und dann sind wir dort übernachtet. Zwei Betten: der Süß und ich im einen, der Pulver und der Jesuit im andern.“

Der Probierstein lügt nicht.

Die Gesichter der Herren vom Chorgericht, anfangs mürrisch, gelangweilt oder zum mindesten undurchdringlich ernst, sind jezt voller Spannung. Fragend glänzen die Augen, neugierig wölben sich Lippen vor.

Säckelmeister Morlot, der Vorsitzende, fragt mit verhaltenem Lächeln: „War es wirkliches, echtes Gold — doch wohl nicht?“

„Wohl, wohl!“ beteuert Tschäppeler eifrig — „auf jeden Fall! Wir haben es ja nachher probieren lassen! Das ist ja eben das Unheimliche an der ganzen Geschichte! Grad' wegen dem hab' ich doch den drei Halunken geglaubt! Und bin so unerhört betrogen worden! Aber das mit dem Golde, das muß stimmen . . . Nämlich: nach dem Essen hat der Pulver ein Instrument geholt, eine Art Reißzange oder was weiß ich; damit hat er von jedem Klumpen ein Stücklein abgeklemmt. Dann haben wir den Wirt rufen lassen. Ob er uns ein Watsäcklein aeben könne? Er bringt eines, und dann bleibt er stehen und schaut uns an. Eine Waage her, sagt der Jesuit. Der Wirt holt eine. Wir mägen das Gold — es macht bei zwölf Pfund, etwas mehr. Der Jesuit verlangt jezt Siegellack und ein Petchaft. Der Wirt bringt die Sachen — und der Jesuit verstaelt das Säcklein wie es Brauch ist. Alles in Ordnung. Herr Wirt, sag' ich, ein Schäcklein oder sonst ein Gehäcklein, das man verschließen kann. Gut, saut der Wirt, das könnt ihr haben. Ich lege das Säcklein hinein, mache zu, drehe den Schlüssel um und stecke ihn in den Sack. So konn mir keiner drüber: sicher ist sicher. Atem.“

Sagt der Süß, wir sollten doch das Gold probieren lassen. Wo denn, so spät? frage ich. He, der Uhrmacher Benkert wohnt ja nicht weit von Schuhmachern und hat sicher noch offen. Schön, wir gehen also hin, nur der Jesuit nicht, weil er müde ist. Der Benkert hat richtig noch offen gehabt. Wir zeigen ihm das Zeug — und ich denke noch: jezt wird es ja auskommen, ob sie mich angeschmiert haben. Der Benkert dreht die Stücklein in den Fingern und helket den Kopf dazu und auckt sie von allen Seiten an — und ich denke schon, er will noch daran riechen und drauf beißen — aber jezt geht er damit auf den Stein und probiert und auckt und probiert und guckt — und schließlich saut er: Gutes Gold. So für fünfzehn Taler zum allermindesten, alle drei Stücklein zusammen; wollt ihr's verkaufen?

Wie ich das Maul aufmachen will und ja saagen, von wegen, die 15 Taler hätte ich gerade gut brauchen können, ziehen mich die andern beiseite und flüstern mir zu: Nein, nein, nicht so stückleinweise. Lieber alles miteinander, das ist profitlicher und bringt viel mehr ein!

Also rechtes, wirkliches Gold ist es, denke ich, und der ganze Uhrenladen fängt sich an ringsum zu drehen . . . fünfzehn Taler für die drei Bröcklein, wieviel mögen da erst die drei großen Möcken zusammen wert sein?

Morndrigen Tages haben wir's ausgerechnet. Nicht ich — der Pulver: der hat einen guten Kopf für so etwas. Sagt der Jesuit: Halt, halt, zuerst komme ich; ich muß von jedem von euch 600 Taler haben. Schon wegen dem Herauslösen des Schakes, weil es sonst ein Unglück gibt; und nicht nur das — es ist wegen einem andern Schak, den ich noch weiß; der ist noch größer!

Denke ich halt: wer gedengelt hat, der muß auch wegen — und lohnen wird sich das Ding ja auf jeden Fall. Gut, sag' ich,

zahlen wir also jeder seine 600 Taler, ob gern oder ungern; aber jezt hab' ich's nicht bei mir. Ich auch nicht! ich auch nicht! rufen der Süß und der Pulver beide miteinander. Schön, sagt der Jesuit, wenn das so ist, so kommen wir halt später einmal wieder zusammen; dann schafft ihr alle drei mit mir ab, und nachher gehen wir miteinander an den Ort, wo der andere Schak im Boden liegt.

Und ich . . . wenn ich gewußt hätte, was ich jezt weiß — hätte ich . . . wäre ich doch nur zufrieden gewesen mit dem einen Schak, und fertig! Dann wäre mir das Gold nicht entgangen! Item, ich habe es also mit mir heimgenommen. Im Säcklein, versteht sich, verpetchiert, wie es gewesen ist. Hab' nichts daran geändert. Wie leicht, wie leicht könnte man etwas verdummen, hab' ich mir gesagt.

Wierzehn Tage später, da machen mir die drei Bescheid, ich solle nach Heitenried, ins Wirtshaus. Es ist weit nach Heitenried. Gegen fünf Stunden. Man muß von Ulmiz nach Scherli hinab und dann bis Schwarzenburg — dann an die Sense hinab und bei der Sodbachmühle . . .“

„Zur Sache“, brummt Oberstlieutenant Willading.

„Ich bin jezt bald fertig“, entschuldigt sich Tschäppeler. „In Heitenried im Wirtshaus finde ich die drei bei einer Maß Wein, den Jesuiten, den Süß und den Pulver. Wir waren also unser fünf; ich hatte meinen Jungen mitkommen heißen. Sicher ist sicher, es mag geben was es will! Fraat der Jesuit, ob wir jezt das Geld haben. Denk' schier! sag' ich, und zähle ihm 600 Pfund auf den Tisch. Er streicht's ein und schaut die andern zwei streng an. Die lassen den Kopf hängen, einer wie der andere, und der Süß sagt: Kein Geld. Der Pulver: Ich auch nicht. — So kommt halt morgen wieder, sagt er.“

Ich und der Junge sind schlafen gegangen; was die andern noch angestellt und fürgenommen haben — was weiß ich? Hab' nicht gefragt.

Morndrigen Tags kommen wir wieder zusammen, und jezt zahlt der Pulver seine Sache auch; aber der Süß hat wieder nichts. Der Jesuit ist unzufrieden. Fragt mich der Süß, ob ich es ihm nicht vorschließen könne; es sei ja nur für die paar Stunden; ob ich sonst kein Geld bei mir habe? — Tut mir leid, sag' ich, ich kann nicht. Herr Jesuit, sag' ich, mich dünkt's, das sollte doch langen: ich 600, der Pulver 600, macht 1200 — für das viele Geld könnte man ja ein braves Häuslein kaufen, sogar mit ein wenig Land dazu. Sagt der Jesuit: Nein, es langt nicht — man muß den andern Schak auch lösen können, und zudem muß ich meinen Mitbrüdern auch etwas abgeben. Denke ich: Henu ja, am Ende, meinetwegen denn; das Gold ist auch etwas wert, und der andere Schak erst noch mehr dazu. Ich knüble also nochmals Geld hervor: 75 Pfund. Der Jesuit schaut das schöne Geld so von der Seite an, rümpft die Nase, verzieht das Maul und mürrt: Das langt noch immer nicht. Denk' ich: du mußt scheint's doch noch in den sauren Apfel beißen. So lege ich denn noch 60 Kronen — macht 200 Pfund — auf den Tisch und sage: So, jezt ist's aber fertig. Jezt bin ich völlig auf dem Trocknen. Und es ist auch wirklich so gewesen — nur das Säcklein mit dem Gold — das lass' ich nicht aus den Fingern. Einmal hört's auf! — Der Jesuit zählt das Geld nach, rechnet etwas an den Fingern und brummt zuletzt: doch, er denke, er möge jezt afahren: wir könnten also drangehen, aber noch nicht jezt, erst am Abend, wenn's finster geworden sei. Drunten bei der Sense zusammenkommen!

Der Teufel in der Ruine.

Am Abend, wie es einnachten will, treffen wir uns richtig an der Sense, ich, der Junge und der Süß. Nicht lang darnach kommen der Jesuit und der Pulver, und der Jesuit geht voran, durch den Wald und die Flühe hinauf — elend stökig ist's, und ich habe so kurzen Atem — und wir kommen endlich zu einem alten Schlosse. Grasburg heißt es, wie ich seither vernommen habe. Wir gehen hinein — es ist stockfinster — der Jesuit zündet

zwei Lichter an, macht mit dem Degen einen Kreis auf dem Boden und fängt mit seinem Hokusfokus an. Den Teufel beschwören will er, hat er gesagt. Jetzt, in einem Mauerloch ist ein Mann als Teufel verkleidet gewesen; der hat Feuer gespieen und zwei Granaten herausgeworfen. Es hat stark geklopft und dazu noch horribel gestunken. Der Jesuit deutet mir, ich solle gucken — und was seh' ich im Boden? Einen Kessel voller Goldstücke, wie mir scheint. Hopp, hopp! nur heraus damit! sag' ich. Geht nicht, sagt der Jesuit. Je größer der Schatz, desto mehr muß man zusehen. Hier muß noch etwas hinzu, sonst verschlüpft der Kessel wieder im Boden. Aber was? Die andern strecken die Nasen auch herzu, und einer sagt, ich solle doch das Säcklein zusehen — und das tu' ich auch. Kaum liegt es da, beim andern Schatz, will sagen, drauf — so löscht der Jesuit eines der Lichter aus und fängt an zu brüllen, wie wenn man ihn am Messer hätte, und die andern auch: Flieht, flieht, sonst gibt es ein Unglück! Halt, halt, sag' ich . . . hebe, nur hübscheli, jetzt muß man halt der Sache abwarten, das wäre doch dumm, jetzt wo man . . . damit geht das andere Licht auch aus und der Jesuit brüllt mörderlich: der Teufel nimmt mich, der Teufel nimmt mich! Es ist ganz finster gewesen, aber ich habe doch gesehen, wie der Mann, der den Teufel macht — und in dem Moment habe ich Lappi noch gemeint, es sei der Gehörnte selber, Gott behüt' uns vor ihm — also ich sehe, wie der Teufel aus dem Loch springt; und jetzt kommt er auf mich zu und packt mich. Ich erschrecke aber nicht; ich denke: du willst es noch nicht verspielt geben. Er kann mich an den Beinen erwischen und will mich niederlegen. Ich nicht faul, mache was ich kann und zuwegbringe, kann wieder auf die Knie kommen und halte ihn fest wie in einem Schraubstock. Und jetzt merke ich auch, daß das gar kein rechter Teufel ist. Seit wann hat der Teufel wollene Strümpfe? und Füße wie andere Leute? He nun, ich habe mich lange mit ihm zerwerchen müssen, bald war er oben und dann wieder ich, und mehr als einmal habe ich gemeint, jetzt sei es Mathäi am letzten, von wegen ich glaube ganz bestimmt, der falsche Teufel und der Jesuit haben im Sinn gehabt, mich über die Fluh hinaus in die Sense zu werfen, damit ihnen die Geschichte nicht auskomme. Ein paar Schritt nur — zwei, drei Klaster weiter hinaus, durch das Türloch in der Mauer, und richtig ist's. Gottlob und Dank, ist es ihnen nicht geraten. Ich habe mich endlich losmachen können — und dann heimzu, was gibst, was hast! Meinen Jungen habe ich erst mornrdrigen oder übermornrdrigen Tags wieder gesehen. Er schlotterte noch immer wie Espenlaub und war weiß wie ein Leinlachen!"

Tschäppelers Gesicht ich aufgedunsen und schweißüberströmt; er atmet schwer, als hätte er den geschilderten Ringkampf nochmals erlebt. Die Herren vom Oberchorgericht brauchen eine Pause, um sich zu sammeln . . . Dann bricht Säckelmeister Morlot das Schweigen: „Vor drei Jahren ist das gewesen, sagt Ihr, Lieutenant Tschäppeler? Wie kommt es denn, daß Ihr erst jetzt klagt?"

„Ja, du liebe Zeit, ich habe halt auch immer gemeint, ich könne die Kerle dazu bringen, mir das Geld, oder doch einen Teil davon, wieder zurückzugeben — vom Golde gar nicht zu reden. Ist nichts gewesen. Und dann halt . . . ja nun . . . meinetwegen denn . . . so ein wenig Angst habe ich halt auch gehabt wegen der Strafe — weil ich mich in eine solche Teufels-Geschichte eingelassen habe. Weiß wohl, eine Strafe habe ich verdient. Aber ich möchte angehalten haben, ihr Herren: macht doch, daß ich wieder zu meinem Gelde komme! Und die Betrüger, die müßt ihr eintun und ringgen, daß ihnen das Liegen weh tut und sie Gott erkennen lernen! Also, zwei davon kann ich namfen: der Süß Christen und der Pulver Christen, beide von Riggisberg. Wer der Jesuit war, weiß ich nicht; aber ihr müßt den Muß Streit zu Grafenried kommen lassen, der kann es ganz genau sagen; er hat einmal mit ihm darüber geredet, jawohlten. Ein rechter Jesuit war das nicht, soviel ist sicher; so wenig wie der Teufel ein rechter war. Alles ein abgekartetes

Spiel! Nehmt sie dann nur gehörig in die Hüpple; sie haben es verdient!"

Die Staatsgewalt tritt auf den Plan.

Am dritten August, im Chorhause am Münsterplatz.

„So — und jetzt kommt der Tschäppelerhandel an die Reihe“, läßt sich Herr Säckelmeister Morlot vernehmen — „das wird mir ein sauberes und ein kurzweiliges Erlesen sein! — Chorweibel, sind die Borgeladenen da? — Lieutenant Tschäppeler?"

„Wartet draußen.“

„Christen Pulver?"

„Der auch.“

„Christen Süß?"

„Ist bis jetzt noch nicht —“

„Hieronymus Streit zu Grafenried?"

„Auch noch nicht da.“

„Da wird man sie halt für ihr Zuspätkommen vermahren oder strafen müssen. Unterdessen nehmen wir etwas anderes vor — die nächsten!"

Wer aber überhaupt nicht kommt, das sind Süß und Streit. Süß ist kurzweg zu Hause geblieben. Glaubt er etwa, man werde die Sache schlitteln lassen? O, Christen, Christen, da kennst du die Herren aber schlecht!

Aus Grafenried ist unterdessen Bericht eingelangt, es wohne dort keiner, der Muß Streit heiße. Tschäppeler wird hereingerufen und barsch angefahren. Ob er etwa dumme Späße mache? Säckelmeister Morlot schlägt mit den Fingerringen auf den vor ihm liegenden Brief aus Grafenried: „Da steht es schwarz auf weiß . . .“

„Jää, welches Grafenried meint Ihr? Nicht das bei Frauenbrunnen unten — das bei König ist's! Kein Dorf, nur zwei, drei Häuser! Wißt Ihr, wenn man von Mengestorf —“

„Schon recht! Ihr könnt abtreten. In acht Tagen wieder!"

Ja, ja, das Oberchorgericht sackelt nicht. Vogel, friß oder stirb! Süß wird noch einmal vorgeladen — und auf dem Zettel steht zu lesen, wenn er nicht von selber komme, so werde man ihn mit Gewalt herbeischaffen lassen! Punktum!

Das wirkt nun.

Am 17. August stehen Tschäppeler und Süß vor dem Chorgericht einander gegenüber.

Zuerst erzählt Tschäppeler noch einmal die Geschichte, wie er betrogen und übers Ohr gehauen worden sei. Dem schäbigen, spindeldürren Süß wird schon beim Zuhören laßangst. Die Herren weiden sich stillvergnügt an seinem käsweißen Gesicht und an seinen schlottenden Knien: „Der wird kaum lange Fiffmatenten machen, schaut ihn nur an!"

Aber die Herren irren sich . . .

Schneckenlänge.

„So, Christen Süß, Ihr habt gehört, was der Lieutenant Tschäppeler gegen Euch und andere zu klagen hat — was sagt Ihr dazu! Aber fein hübsch bei der Wahrheit bleiben!"

„Ihr Herren, das ist doch alles nicht wahr! Der Tschäppeler phantastert! Ich habe mit ihm überhaupt nie in meinem Leben von solchen Sachen geredet!"

„Das lügst du, Süß, so lang du bist!" fällt ihm Tschäppeler in die Rede.

„Nur factlich, Lieutenant — jetzt reden wir! — Süß, befinnt Euch was Ihr sagt!"

„He — nun ja — es kann vorgekommen sein, daß ich mit ihm von solchen Sachen geredet habe, aber immer nur im Spaß, wie es sich so gibt — ich habe ihm nämlich hie und da geholfen, wenn er Kasse oder Stieren gekauft hat, und er hat mich allemal für meine Läufe und Gänge bezahlt — also, in Räumigen bin ich nie mit ihm gewesen, und beim Schlüssel auch nicht!"

Fortsetzung folgt.